

Leseprobe aus:

**Philip Kerr**

# Das letzte Experiment



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

EINS

## BUENOS AIRES 1950

Wir kamen mit der SS *San Giovanni*, ein passender Name angesichts der Tatsache, dass mindestens drei der Passagiere – einschließlich mir selbst – bei der SS gewesen waren. Es war ein mittelgroßes Schiff mit zwei Schornsteinen, einer gutausgestatteten Bar und einem italienischen Restaurant. Das war prima, wenn man italienisches Essen mochte, doch nach vier Wochen auf See, seit Genua ständig mit acht Knoten, hatte ich die Nase voll und war alles andere als traurig, endlich wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Entweder bin ich kein großartiger Seefahrer, oder irgendetwas anderes stimmte nicht mit mir – abgesehen davon, dass die Gesellschaft mir nicht behagte, in deren Begleitung ich mich in jenen Tagen aufhielt.

Wir fuhren den grauen Río de la Plata hinab in den Hafen von Buenos Aires, und das war für mich und meine beiden Mitreisenden eine Gelegenheit, über die stolze Geschichte unserer heldenhaften deutschen Marine nachzudenken. Irgendwo am Grund des Flusses lag das unbesiegte Wrack des Westentaschenschlachtschiffs *Admiral Graf Spee*, das von dem eigenen Kommandanten im Dezember 1939 versenkt worden war, um es nicht den Briten zu überlassen. Meines Wissens hatte Argentinien vom Krieg ansonsten nicht viel mitbekommen.

Wir legten im nördlichen Becken direkt am Zollgebäude an. Westlich von uns war eine moderne Stadt mit hohen Betongebäuden zu sehen, hinter den Schienen und Lagerhäusern, Viehhöfen der Stadt Buenos Aires – der Ort, an den sämtliches Vieh der argentin-

schen Pampa in Zügen herbeigekarrt wurde, um in Massen geschlachtet zu werden. Danach wurde das Frischfleisch tiefgefroren und in die ganze Welt verschifft. Die Fleischexporte hatten das Land reich gemacht, und Buenos Aires wurde zur drittgrößten Stadt, nach New York und Chicago, auf dem amerikanischen Kontinent.

Die drei Millionen Einwohner von Buenos Aires nannten sich *porteños* – Hafenvolk –, was nett, ja, romantisch klang. Meine beiden Reisebegleiter und ich nannten uns Flüchtlinge, was besser klang als Flüchtige. Doch das waren wir. Zu Recht oder Unrecht – jeden von uns erwartete in Europa die eine oder andere Art von Gerechtigkeit, und unsere vom Roten Kreuz ausgestellten Pässe nannten nicht unsere wahre Identität. Ich war genauso wenig *Dr. Carlos Hausner* wie *Adolf Eichmann* *Riccardo Klement* oder *Herbert Kuhlmann* *Pedro Geller*. Das war den Argentinern egal. Hier scherte sich niemand darum, was wir während des Krieges getan hatten. Und trotzdem mussten wir an jenem kalten, feuchten Wintermorgen im Juli 1950 gewisse Formalitäten einhalten.

Ein Beamter der Passkontrolle und ein Zöllner kamen an Bord unseres Schiffes und stellten Fragen, während jeder Passagier seine Papiere vorlegte. Auch wenn es diesen beiden natürlich vollkommen egal war, wer wir waren und was wir getan hatten, so gaben sie sich große Mühe, so zu tun, als sei das Gegenteil der Fall. Der goldhäutige Passbeamte betrachtete Eichmanns lächerlichen Pass, dann Eichmann selbst, als käme er direkt aus einem Seuchengebiet. Was auch eigentlich der Wahrheit entsprach. Europa erholte sich nur langsam von einer Krankheit namens Nationalsozialismus, die Millionen Todesopfer gefordert hatte.

«Beruf?», fragte der Passbeamte.

Eichmanns Visage zuckte nervös. «Techniker», antwortete er und wischte sich mit einem Taschentuch die Stirn. Es war nicht heiß, doch Eichmann hatte, wie ich schon bemerkt hatte, ein Temperaturempfinden, das sich von dem seiner Mitmenschen unterschied.

Inzwischen hatte sich der Zollbeamte, der wie eine Zigarrenfabrik roch, zu mir gewandt. Seine Nüstern blähten sich, als könnte er das Geld riechen, das ich in meiner Tasche hatte, dann bleckte er seine großen Zähne, wahrscheinlich sollte das ein Lächeln sein. Ich hatte ungefähr dreißigtausend österreichische Schillinge in meiner Tasche, was in Österreich eine Menge Geld war, aber nicht mehr so viel, wenn man es in richtiges Geld umtauschen wollte. Ich ging nicht davon aus, dass der Zöllner das wusste. Meiner Erfahrung nach können Zöllner mehr oder weniger tun, was ihnen beliebt, nur eines nicht: großzügig oder nachsichtig reagieren, wenn sie einen höheren Betrag an ausländischer Währung sehen.

«Was ist in dieser Tasche?», fragte er.

«Kleidung. Toilettenartikel. Ein wenig Geld.»

«Hätten Sie etwas dagegen, wenn ich selbst einen Blick hineinwerfe?»

«Nein», sagte ich, obwohl ich eine Menge dagegen hatte. «Überhaupt nichts.»

Ich wuchtete meine Tasche auf den langen Tisch und war im Begriff, die Schnallen zu öffnen, als ein Mann die Gangway unseres Schiffes hinaufgeeilt kam. Er rief etwas auf Spanisch und dann auf Deutsch: «Alles in Ordnung. Es tut mir leid, dass ich mich verspätet habe. Lassen Sie die Herren bitte durch. Es hat ein Missverständnis gegeben. Ihre Papiere sind einwandfrei. Ich habe sie schließlich selbst vorbereitet.»

Er sagte noch irgendetwas auf Spanisch über uns drei, unter anderem, dass wir bedeutende Herrschaften aus Deutschland seien, und das Verhalten der beiden Beamten änderte sich augenblicklich. Beide schlugen die Hacken zusammen. Der Passbeamte gab Eichmann seinen Pass zurück und bedachte den meistgesuchten Mann Europas mit einem gereckten Arm, begleitet von einem lauten «Heil Hitler!», das jeder auf Deck gehört haben muss.

Eichmann lief dunkelrot an und zog den Kopf ein wie eine Riesenschildkröte, als würde er am liebsten unsichtbar sein. Kuhlmann

und ich lachten lauthals über Eichmanns Verlegenheit, während dieser seinen Pass an sich riss, sich abwandte und die Gangway hinunter und auf den Kai stürmte. Wir lachten immer noch, als wir neben ihm auf der Rückbank einer schwarzen amerikanischen Limousine saßen. Auf einem Schild an der Windschutzscheibe stand: VIANORD.

«Ich finde das überhaupt nicht lustig!», sagte Eichmann.

«Das denke ich mir», erwiderte ich. «Gerade das macht es ja für uns so witzig.»

«Sie hätten Ihr Gesicht sehen sollen, Riccardo», sagte Kuhlmann. «Was um alles in der Welt mag in diesen Kerl gefahren sein, dass er Sie mit dem Hitlergruß begrüßt? Ausgerechnet Sie!» Kuhlmann prustete erneut los. «Heil Hitler, du meine Güte!»

«Ich fand, dass er das ziemlich gut hingekriegt hat», warf ich ein. «Für einen Amateur.»

Unser Gastgeber, der auf dem Fahrersitz Platz genommen hatte, wandte sich nun um und schüttelte uns reihum die Hand. «Bitte entschuldigen Sie diesen Zwischenfall», sagte er zu Eichmann. «Einige dieser Beamten zeichnen sich nicht durch übermäßige Intelligenz aus. Tatsächlich haben wir sogar ein und dasselbe Wort für Schweine und öffentliche Bedienstete: *chanchos*. Wir nennen beide *chanchos*. Es würde mich überhaupt nicht überraschen, wenn dieser Idiot glaubt, dass Hitler immer noch der deutsche Führer ist.»

«Mein Gott, ich wünschte, es wäre so!», murmelte Eichmann und verdrehte die Augen zum Wagenhimmel. «Ich wünschte sehr, er wäre es noch.»

«Mein Name ist Horst Fuldner», stellte sich unser Gastgeber vor. «Meine Freunde in Argentinien nennen mich Carlos.»

«Wie klein doch die Welt ist», bemerkte ich. «Genauso nennen mich meine Freunde in Argentinien auch. Alle beide.»

Ein paar Leute kamen die Gangway hinunter und spähten neugierig durch das Beifahrerfenster, um einen Blick auf Eichmann zu werfen.

«Können wir von hier verschwinden?», fragte er. «Bitte.»

«Wir tun besser, was er sagt, Carlos», sagte ich. «Bevor jemand unseren Riccardo hier erkennt und David Ben Gurion alarmiert.»

«Sie würden bestimmt keine Witze darüber machen, wenn Sie in meiner Haut steckten!», schimpfte Eichmann. «Die würden alles geben, um mich in die Finger zu kriegen, und dann hat mein letztes Stündlein geschlagen!»

Fuldner ließ den Motor an, und Eichmann entspannte sich merklich, als wir langsam davonfuhren.

«Da Sie gerade davon sprechen – wir sollten vielleicht kurz darüber reden, was Sie tun, falls jemand Sie erkennt», sagte Fuldner.

«Niemand wird mich erkennen», sagte Kuhlmann. «Abgesehen davon sind es die Kanadier, die mich suchen, nicht die Juden.»

«Ist kein Unterschied», sagte Fuldner. «Ich sage es trotzdem. Nach den Spaniern und den Italienern sind die Juden die größte ethnische Gruppe im Land. Nur, dass wir sie *los Russos* nennen, weil die meisten von ihnen vor dem Pogrom des russischen Zaren hierher geflüchtet sind.»

«Welchem Pogrom?», fragte Eichmann.

«Wie meinen Sie das?»

«Es gab drei Pogrome», erläuterte Eichmann. «Das erste 1821, dann eins zwischen 1881 und 1884 und schließlich das dritte, das 1903 anfang. Das Kischinew-Pogrom.»

«Riccardo weiß alles über die Juden», sagte ich. «Außer, wie man sie freundlich behandelt.»

«Ich denke, das letztere Pogrom», sagte Fuldner.

«Würde passen», sagte Eichmann, ohne auf meine Bemerkung einzugehen. «Das Kischinew-Pogrom war das radikalste.»

«Da kamen die meisten Juden nach Argentinien. Allein hier in Buenos Aires lebt eine Viertelmillion. Sie wohnen in drei Bezirken, aus denen Sie sich unbedingt fernhalten sollten: Villa Crespo, Belgrano und Once. Wenn Sie vermuten, dass man Sie erkannt hat, verlieren Sie nicht den Kopf. Machen Sie keine Szene. Bewahren

Sie Ruhe. Die Polizei in diesem Land ist langsam und nicht sonderlich hell. Wie der *chancho* auf dem Schiff vorhin. Wenn es Ärger gibt, dann wird man Sie genauso verhaften wie den Juden, der Sie erkannt haben will.»

«Dann besteht wohl keine große Aussicht auf ein Pogrom hier?», bemerkte Eichmann.

«Gütiger Himmel, nein!», antwortete Fuldner.

«Gott sei Dank», sagte Kuhlmann. «Ich habe die Nase voll von all diesem Irrsinn.»

«Wir hatten nichts mehr in dieser Art seit der sogenannten Tragischen Woche. Die Anarchisten, wissen Sie? Das war 1919.»

«Anarchisten, Bolschewiken, Juden, das ist doch alles das Gleiche!», sagte Eichmann, der für seine Verhältnisse ungewöhnlich gesprächig war.

«Während des Krieges gab es eine Verordnung von der Regierung, die jegliche jüdische Emigration nach Argentinien verbot. Doch die Dinge haben sich inzwischen wieder geändert. Die Amerikaner haben Perón unter Druck gesetzt, die argentinische Politik gegenüber den Juden aufzuweichen und ihnen zu gestatten, hierher zu kommen und sich niederzulassen. Es würde mich nicht überraschen, wenn auf Ihrem Schiff zahlreiche Juden gewesen wären.»

«Was für ein tröstlicher Gedanke», sagte Eichmann.

«Keine Sorge», beeilte sich Fuldner zu sagen. «Sie sind ziemlich sicher hier. Die *porteños* scheren sich einen Dreck um das, was in Europa passiert ist, und die Juden interessieren sie noch weniger. Abgesehen davon glaubt niemand auch nur die Hälfte dessen, was die englischen Zeitungen und Wochenschauen verbreiten.»

«Die Hälfte wäre schon schlimm genug», murmelte ich. Jetzt wechselten sie hoffentlich ihr Thema, denn die Unterhaltung gefiel mir gar nicht. Ich mochte Eichmann immer weniger leiden. Obwohl er in den letzten vier Wochen so gut wie kein Wort gesprochen und seine abscheulichen Ansichten für sich behalten hatte. Um eine endgültige Meinung über Carlos Fuldner zu haben, war es noch zu früh.

Nach seinem pomadisierten Hinterhaupt zu urteilen, mochte Fuldner um die vierzig sein. Sein Deutsch war fließend, doch seine Aussprache ein wenig zu weich. Um die Sprache Goethes und Schillers korrekt zu sprechen, muss man seine Stimmbänder wohl mit dem Bleistiftspitzer schärfen. Fuldner redete jedenfalls gern, das war klar. Er war weder groß noch klein, weder sah er besonders gut aus, noch war er hässlich. Er war ziemlich gewöhnlich. Ein gewöhnlich aussehender Mann in einem guten Anzug mit guten Manieren und gepflegten Händen. Ich konnte sein Gesicht noch einmal länger betrachten, als wir an einer Kreuzung hielten und er sich umdrehte, um uns Zigaretten anzubieten. Sein Mund war breit und sinnlich, seine Augen blickten träge, doch intelligent, und seine Stirn war so hoch wie ein Kirchendach. Wenn es darum gegangen wäre, die Rollen in einem Spielfilm zu besetzen, hätte er den Priester gespielt oder einen Anwalt. Oder vielleicht auch einen Hotelmanager. Er schnippte eine Dunhill aus der Packung und steckte sie an, dann begann er, ein wenig von sich selbst zu erzählen. Das war auch ganz gut. Weil es nicht mehr um Juden ging, verlor Eichmann rasch das Interesse und starrte gelangweilt aus dem Fenster. Ich hingegen bin ein Mensch, der höflich zuhört, wenn sein Erretter Geschichten über sich selbst erzählt. Deshalb hatte meine Mutter mich damals zur Sonntagsschule geschickt.

«Ich wurde hier in Buenos Aires als Kind deutscher Einwanderer geboren», begann Fuldner. «Für eine Weile gingen wir zurück nach Deutschland, nach Kassel, wo ich zur Schule ging. Nach der Schule habe ich in Hamburg gearbeitet. Ab 1932 war ich bei der SS und wurde Hauptsturmführer, bevor man mich in den SD, den Sicherheitsdienst der SS, versetzte und auf eine geheimdienstliche Mission nach Argentinien schickte. Seit dem Krieg haben ich und ein paar andere VIANORD ins Leben gerufen, ein Reisebüro mit dem Zweck, unseren alten Kameraden bei der Flucht aus Europa behilflich zu sein. Selbstverständlich wäre das alles nicht möglich ohne direkte Hilfe vom Präsidenten und seiner Frau Eva. Während Evitas

Reise nach Rom zum Papst im Jahr 1947 begriff sie, dass es notwendig war, Männern wie Ihnen einen neuen Start ins Leben zu ermöglichen.»

«Dann gibt es also doch einen gewissen Antisemitismus im Land?», bemerkte ich.

Kuhlmann und Fuldner lachten, Eichmann hingegen blieb stumm.

«Es tut gut, wieder unter Deutschen zu sein», sagte Fuldner. «Humor ist keine herausragende Eigenschaft der Argentinier. Sie sind viel zu sehr auf ihre Würde bedacht, um auch mal zu lachen, vor allem über sich selbst.»

«Klingt, als wären sie Faschisten», sagte ich.

«Das ist eine andere Sache. Der Faschismus hier ist kein echter. Die Argentinier haben weder den Willen noch die Neigung, anständige Faschisten zu sein.»

«Vielleicht gefällt es mir hier am Ende ja doch ganz gut», sagte ich.

«Also wirklich!», rief Eichmann.

«Glauben Sie mir, Herr Fuldner», sagte ich. «Ich bin nicht ganz so politisch wie unser Freund hier mit der Fliege und der dicken Brille, das ist alles. Er verleugnet die Wirklichkeit immer noch. Hat mit allen möglichen Dingen zu tun. Soweit ich weiß, klammert er sich noch immer an die Vorstellung, dass das Dritte Reich tausend Jahre überdauern wird.»

«Sie meinen das ernst, nicht wahr?»

Kuhlmann kicherte.

«Müssen Sie über alles Witze machen, Hausner?» Eichmanns Tonfall war gereizt.

«Ich mache lediglich Witze über Dinge, die mir als witzig erscheinen», entgegnete ich. «Ich würde nicht im Traum daran denken, über etwas wirklich Wichtiges Witze zu machen. Nicht, wenn ich riskiere, Sie damit zu ärgern, Riccardo.»

Ich spürte Eichmanns Blicke, und als ich mich zu ihm wandte

und ihn ansah, kniff er die Lippen zusammen. Für einen Moment starrte er mich feindselig an.

«Was machen Sie eigentlich hier, Herr Dr. Hausner?», fragte er.

«Das Gleiche wie Sie, Riccardo. Ich sehe zu, dass ich Land gewinne.»

«Aber warum? Warum? Sie verhalten sich nicht wie ein Nazi.»

«Ich bin von der Beefsteak-Sorte. Braun auf der Außenseite, aber innen ziemlich rot.»

Eichmann starrte aus dem Fenster, als ertrüge er meinen Anblick nicht eine Sekunde länger.

«Ich könnte ein gutes Steak vertragen», murmelte Kuhlmann.

«Dann sind Sie hier genau richtig», sagte Fuldner. «In Deutschland ist ein Steak ein Steak, aber bei uns in Argentinien ist es eine patriotische Bürgerpflicht.»

Wir fuhren immer noch durch Hafengebiet. Die meisten Namen auf den Lagerhäusern und Öltanks waren britisch oder amerikanisch: Oakley & Watling, Glasgow Wire, Wainwright Brothers, Ingham Clark, English Electric, Crompton Parkinson, Western Telegraph. Vor einem hohen offenen Lagerhaus weichten heuballen-große Berge Zeitungsdruck im Nieselregen des frühen Morgens auf. Fuldner lachte und zeigte darauf.

«Dort», sagte er beinahe triumphierend. «Das ist Perónismus in Aktion. Perón zensiert die oppositionelle Presse nicht oder verhaftet ihre Herausgeber. Er verhindert nicht einmal, dass sie ihre Zeitungen drucken. Er stellt lediglich sicher, dass die Zeitungen nicht mehr lesbar sind, wenn sie bei den Lesern ankommen. Verstehen Sie – Perón hat sämtliche großen Gewerkschaften auf seiner Seite. Das ist argentinischer Faschismus, wie er leibt und lebt.»

## ZWEI

# BUENOS AIRES 1950

Buenos Aires sah aus und roch auch wie jede europäische Großstadt vor dem Krieg. Während wir durch die geschäftigen Straßen fuhren, kurbelte ich die Scheibe nach unten und atmete euphorisch in tiefen Zügen den Duft draußen ein, die Abgase, den Zigarettenrauch, den Duft nach Kaffee und teurem Parfum, gebratenem Fleisch, frischen Früchten, Blumen und Geld. Es war wie die Rückkehr zur Erde nach einer Reise ins Weltall. Deutschland mit den Lebensmittelrationierungen, den Kriegsschäden und der ganzen Schuld, den alliierten Tribunalen schien Millionen Kilometer entfernt. In Buenos Aires herrschte dichter Verkehr, weil es jede Menge Benzin gab. Die Bevölkerung hatte keine Sorgen, man war gut gekleidet und gut genährt, weil es in den Läden Kleidung und Essen gab. Buenos Aires war alles andere als Provinz. Es war beinahe wie eine Rückkehr in die *belle époque*. Beinahe.

Unser Unterschlupf befand sich in der Calle Monasterio 1429 im Bezirk Florida. Fuldners Worten zufolge war Florida einer der schicksten Stadtteile von Buenos Aires, doch das hätte man nicht vermutet, wenn man unser Versteck sah. Von außen war das Haus hinter den riesigen Pinien nicht zu sehen, und von der Straße hätte man nicht vermutet, dass auf dem Grundstück überhaupt ein Haus stand. Drinnen angekommen, war dann klar, dass dort tatsächlich eines stand – und man wünschte sich augenblicklich, es wäre nie gebaut worden, so hässlich war es. Die Küche war heruntergekommen, die Deckenventilatoren waren rostig. Die Wände, ursprünglich wohl mal weiß, waren heute gelb, und das Mobiliar sah aus, als

versuchte es, zur Natur zurückzukehren. Giftig, halb verrottet, von Schimmel heimgesucht.

Man führte mich zu einem Zimmer mit einer gebrochenen Fensterlade, einem verdächtig aussehenden Teppich und einem Messingbett mit einer Matratze, die so dünn war wie eine Scheibe Roggenbrot und ungefähr genauso komfortabel. Durch das schmutzige, spinnwebverhangene Fenster sah ich hinaus in einen Garten, der überwuchert war von Jasmin, Farnen und wilden Reben. Es gab einen kleinen Brunnen, der allem Anschein nach schon seit einer ganzen Weile nicht mehr funktionierte: Direkt unter dem kupfernen Wasserhahn hatte eine Katze ein Lager für ihre Jungen gebaut. Doch es war nicht alles schlecht. Wenigstens hatte ich mein eigenes Badezimmer. Die Wanne war zwar voll mit alten Büchern, was aber ja nicht bedeutete, dass ich kein Bad nehmen konnte. Ich lese gern, wenn ich in der Wanne sitze.

Ein weiterer Deutscher wohnte bereits hier. Sein Gesicht war rot und aufgedunsen, und er hatte Tränensäcke unter den Augen, die so groß waren wie die Hängematte eines Schiffskochs. Sein Haar war strohblond und struppig, er selbst dünn und hatte überall Narben, die offenbar von Schusswunden kamen. Er trug nur die übelriechenden Überreste eines Morgenmantels über einer Schulter wie eine Toga. Seine Beine waren übersät von Krampfadern, so dick wie Eidechsen. Er schien von der stoischen Sorte, die in einem Fass schlief, allerdings steckte eine Schnapsflasche in seiner Manteltasche, und das Monokel in seinem Auge verlieh ihm einen Hauch von Eleganz und Vornehmheit.

Fuldner stellte ihn uns als Fernando Eifler vor, doch ich ging davon aus, dass dies nicht sein richtiger Name war. Wir lächelten alle drei höflich und dachten das Gleiche: Wenn wir zu lange hier blieben, würden wir enden wie Fernando Eifler.

«Hätte einer der Herren vielleicht eine Zigarette?», fragte Eifler. «Meine sind wohl ausgegangen.»

Kuhlmann gab ihm eine und bot ihm zugleich Feuer an, wäh-

rend sich Fuldner für die erbärmliche Unterkunft entschuldigte und erklärte, dass wir nur für ein paar Tage hier bleiben würden. Eifler sei nur deswegen immer noch da, weil er jede Arbeit abgelehnt habe, die die DAIE ihm angeboten hatte, die Organisation, die uns nach Argentinien gebracht hatte. Sein Ton war nüchtern und keineswegs vorwurfsvoll, doch unser Hausgenosse regte sich gleich auf.

«Ich bin nicht um die halbe Welt gefahren, um zu arbeiten!», sagte Eifler mürrisch. «Für wen halten Sie mich? Ich bin ein deutscher Offizier und Gentleman und kein verdammter Bankangestellter! Ehrlich, Fuldner, das ist zu viel verlangt. Niemand drüben in Genua hat ein Wort davon gesagt, dass ich arbeiten muss, um meinen Lebensunterhalt zu verdienen! Ich wäre niemals hergekommen, wenn ich gewusst hätte, dass Sie von mir erwarten, mir meinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen! Ich meine, es ist schlimm genug, dass ich den Familienstammsitz verlassen musste – auch ohne die zusätzliche Demütigung, mich irgendeinem Vorgesetzten unterordnen zu müssen.»

«Vielleicht hätten Sie es vorgezogen, sich von den Alliierten aufhängen zu lassen, Herr Eifler?», fragte Eichmann.

«Ein amerikanischer Galgen oder ein argentinisches Halsband», entgegnete Eifler. «Das ist kein großer Unterschied für einen Mann meiner Herkunft. Offen gestanden, ich hätte mich lieber von den Popovs erschießen lassen, als mich jeden Morgen um neun Uhr an einen Schreibtisch zu setzen und zu arbeiten. Es ist einfach unzivilisiert.» Er lächelte Kuhlmann verkniffen zu. «Danke sehr für die Zigarette. Und ach so: Willkommen in Argentinien. Wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen würden, die Herrschaften.» Er verneigte sich steif, humpelte in sein Zimmer und schloss hinter sich die Tür.

Fuldner zuckte die Schultern. «Manche haben größere Schwierigkeiten, sich anzupassen, als andere. Ganz besonders Aristokraten wie Fernando Eifler.»

«Hätte ich mir denken können», rümpfte Eichmann die Nase.

«Ich lasse Sie und Herrn Geller jetzt allein, damit Sie sich einrichten können», sagte er zu Eichmann. Dann blickte er mich an. «Herr Hausner, Sie haben gleich jetzt einen Termin.»

«Ich?»

«Ja. Wir fahren zur Polizeiwache nach Moreno», sagte er. «Zur Registrierung ausländischer Personen. Sämtliche Neuankömmlinge müssen sich dort melden, um eine *cedula di identitad* zu erhalten. Ich darf Ihnen versichern, es ist lediglich eine Routineangelegenheit, Herr Dr. Hausner. Fotografien und Fingerabdrücke und dergleichen. Sie benötigen selbstverständlich alle diesen Ausweis, damit Sie arbeiten dürfen, doch wir müssen ein wenig vorsichtig sein, deshalb ist es besser, wenn Sie nicht alle am selben Tag auf dem Amt vorsprechen.»

Als wir zum Wagen gingen, sagte Fuldner, dass zwar tatsächlich alle Neuankömmlinge diese *cedula* von der örtlichen Polizeiwache benötigten – doch dass wir nicht dorthin fahren würden.

«Ich brauchte schließlich einen Vorwand», sagte er. «Ich konnte auf keinen Fall sagen, wohin wir wirklich fahren, ohne die anderen zu kränken.»

«Das wollen wir ganz bestimmt nicht, nein», sagte ich, als ich in den Wagen stieg.

«Und bitte sagen Sie nach unserer Rückkehr um Himmels willen nicht, wo wir gewesen sind. Dank Eifler gibt es bereits genug Verstimmung in diesem Haus.»

«Selbstverständlich. Es bleibt unser kleines Geheimnis.»

«Sie machen Witze», sagte Fuldner und ließ den Motor an. Wir fuhren los. «Aber ich bin derjenige, der als Letzter lacht, wenn Sie erst mal sehen, wohin wir fahren.»

«Sagen Sie mir nicht, dass man mich jetzt schon wieder deportiert.»

«Nein, nichts dergleichen. Wir haben einen Termin beim Präsidenten.»

«Juan Perón will *mich* sehen?»

Fuldner lachte. Ich schätze, ich muss ziemlich dumm dreingesehen haben.

«Warum die Ehre? Habe ich einen bedeutenden Preis gewonnen? Der schlaueste Nazi-Neuankömmling in Argentinien?»

«Glauben Sie es oder nicht, Perón begrüßt eine Menge deutscher Offiziere persönlich, die hier in Argentinien eintreffen. Er mag Deutschland und die Deutschen sehr.»

«Womit er zurzeit wohl ziemlich allein dasteht.»

«Er ist ein Militär, vergessen Sie das nicht.»

«Wahrscheinlich ist das der Grund, weshalb man ihn zum General gemacht hat.»

«Am liebsten trifft er deutsche Ärzte. Peróns Großvater war Arzt. Er wollte selbst Arzt werden, doch stattdessen ging er auf die nationale Militärakademie.»

«Eine Verwechslung, die einem schnell mal passiert», sagte ich. «Menschen umbringen statt Menschen heilen.»

Mein Ton war hart, als ich fortfuhr: «Ich bin mir der großen Ehre bewusst, Carlos. Aber es ist eine Weile her, dass ich mir ein Stethoskop in die Ohren geklemmt habe. Ich hoffe, er erwartet nicht von mir, dass ich ihm ein Heilmittel gegen Krebs präsentiere oder mit ihm über die neuesten Erkenntnisse der Deutschen Medizinischen Gesellschaft plaudere. Schließlich habe ich mich die letzten fünf Jahre in einem Kohlenschuppen versteckt.»

«Entspannen Sie sich», sagte Fuldner. «Sie sind nicht der erste Nazi-Arzt, den ich dem Präsidenten vorstellen muss. Und ich nehme nicht an, dass Sie der letzte sein werden. Die Tatsache, dass Sie Mediziner sind, heißt für Perón aber, dass Sie gebildet sein müssen und ein Gentleman.»

«Wenn es die Gelegenheit erfordert, weiß ich mich wie ein Gentleman zu benehmen», sagte ich. Ich knöpfte meinen Hemdenkragen zu, straffte meine Krawatte und warf einen Blick auf meine Uhr. «Empfängt er seine Besucher immer zum Frühstück, bei gekochten Eiern?»